

# I r i s.

## Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Zweiter Jahrgang.



Sonnabend.

(1826. No 126.)

21. October.

### An eine junge Dichterin.

Du klagst, die Muse sei Dir nimmer hold,  
Es wolle Dir kein Liedchen mehr gelingen? —  
Verzweifle nicht! wie sehr man oft auch grollt,  
So wollen doch die Saiten oft nicht klingen. —

Was Deinen Busen drückt und wieder hebt,  
Wie willst Du's in ein Lied zusammendrängen?  
Was durch der Allwelt Riesenräume webt,  
Wie willst Du's in die Heptachorde zwingen? —

Nicht bloß die Leier trägt der Musengott:  
Er hat auch Strahlen die die Welt erhellen;  
Die Nacht muß weichen seinem Nachtgeboth,  
Kein Pythou darf des Lebens Lust vergällen.

Und wo er immer lenket hin die Bahn  
Da sprossen Blumen auf von seinen Blicken,  
Er zieht von Ocean zu Ocean  
Die starre Welt mit Wärme zu beglücken.

Drum grolle nicht, und suche Poesie  
Nicht im Gedicht; in Deiner Lieben Kreise,  
Im regen Leben, da, da trifft Du sie  
Im schönen ganzen Guß, nicht brockenweise.

So viele Blumen senken matt ihr Haupt;  
Dir flammt die Brust, o laß sie dran erwärmen!  
Sald streben sie zum Himmel, neubelaubt,  
Mit Leben neu gestärkt, durch Dein Erbarmen.

Laß denn die Leier, die nicht klingen will!  
Die Schönheit blüht ja frischer noch im Leben,  
Und schöner ist als Sang und Saitenspiel  
Ein freundlich Nehmen und ein freundlich  
Geben.

Eugen Weichy.

### Ueber Wilhelm Meisters Wanderjahre.

(Von Alf.)

(Beschluß von No. 125.)

Es scheint mir, als seyen die Wanderjahre kein  
Roman, kein dichterisches Werk, sondern die poe-  
tische Form selbst, die der Welt und ihren Zustän-

den gegeben wird. Wir fühlen uns mitten ins  
Weltleben versetzt, wir sind Mitspieler in diesem  
großen Schauspiel. Fast werden wir durch die Fülle  
und Menge der Erscheinungen verwirrt, da rührt  
der Dichter den Zauberstab und läßt uns in dieser  
anscheinenden Verwirrung den Zusammenhang und  
die Uebereinstimmung deutlich schauen. —

Es sey mir vergönnt, die Wanderjahre im Ver-  
hältniß mit andern Goethischen Werken zu betrach-  
ten. Goethe führt in seinen bedeutendsten Produk-  
tionen den Gedanken durch, wie übel es mit dem  
Menschen stehe, wenn er nach Dingen strebt, die ihm  
nun einmal versagt sind, und zeigt dabei, worin  
das rechte Maaß des wahren Strebens bestehe.

So strebt Werther nach einem Unendlichen,  
daß alle Kräfte des Menschen übersteigt, nach dem  
Mitgefühl der schaffenden Kraft der Natur, will,  
daß sich das, was ihm als Gefühl im Innersten sei-  
nes Busens lebt und webt, auch in der Außenwelt  
realisire und geht über diesem Streben nothwendig  
zu Grunde. —

Faust strebt ebenfalls nach einem Unmöglichen,  
er sucht die Wissenschaft, die ihn zur höchsten Er-  
kenntniß des Urquells aller Dinge erheben, die ihn  
zu einem schaffenden, mitfühlenden Gott machen  
soll, mit Uebergehung aller Wissenschaft und Reli-  
gion, die doch die einzigen Leiter zum Unendlichen  
sind, glaubt er dieß durch Hilfe der Magie bewir-  
ken zu können, und fällt, statt zum Höchsten zu  
gelangen, in das Gemeinste, Absurdeste. Angeden-  
tet ist aber, daß eine Rettung zu hoffen sey. —

Auch Wilhelm Meister zeigt ein verfehltes  
Streben, auch er findet erst nach mannichfachen Irr-  
thümern das wahre Verhältniß, in welchem der Mensch  
zur Natur und Welt steht, und einen angemessenen  
Spielraum seines Triebes zur Thätigkeit. —

Vergebens suchen die Hauptpersonen in den Wahlverwandtschaften das, wozu sie Neigung, Leidenschaft, ja eine Nothwendigkeit treibt, mit ihrem moralischen Gefühl, mit Sittlichkeit und Gesetz in Einklang zu setzen, nur mit Aufopferung des Lebens wird das Höhere im Menschen gerettet. —

So will Götz von Berlichingen einen veralteten längst schon vorübergegangenen Zustand, hartnäckig fortsetzen und scheitert an dieser Unternehmung.

Auch Egmont versucht sich an einem Unmöglichen, in erster verwirrungreicher Zeit unbändigen Leichtsinns dem Schicksal entgegen zu setzen, und geht darüber zu Grunde.

Auch Tasso sehen wir in dem Streben scheitern, ein Hohes, Herrliches, das wohl Niemand tiefer und reiner fühlen und verherrlichen kann als eben der Dichter, sich in der Wirklichkeit zuzueignen.

In allen diesen Werken finden wir ein Wollen dargestellt, das über die Kräfte des Individuums hinausgeht. Wenn wir nun das Wesen dieser Werke näher betrachten, so finden wir, daß sie in ihrer Grundrichtung dramatisch sind, denn der Grundcharakter des Drama besteht ja in Gegensätzen und der daraus sich entwickelnden Katastrophe. Das Epos aber, wie es uns Homer in seiner herrlichsten Glorie vorführt, hat eigentlich keine Katastrophe, es ist ein ewiges Bewegtseyn, eine beständige Folge von Katastrophen, unendlich wie das Leben selbst. —

Wenn ich nun alles dieses recht erwäge, so möchte ich behaupten, daß uns in den Wanderjahren, ihrem innersten Wesen nach (ohne Berücksichtigung der einzelnen lyrischen und dramatischen Formen, die sich ebenfalls in diesem Werke finden) ein wahres Epos geschenkt sey, worin die ganze moderne Menschheit spielt, wie die damalige griechische in den ewigen Dichtungen Homers. Wie in diesen wird der Leser mitten auf die Weltbühne gesetzt, und sieht wie Zeus vom Ida, auf das mannichfache Treiben der Menschen herunter. Wie Odysseus auf seinen Irrfahrten alle Zustände der damaligen Menschheit berührt, so wandert der Leser mit Wilhelm Meister durch alle Zustände der modernen Zeit. Hier ist nicht wie in den übrigen Goethischen Werken ein Streben nach einem Unmöglichem, Unerreichbarem mit endlichem Untergang und endlicher Auflösung dargestellt; das Streben nach Unmöglichem zieht wohl als Schmerz der Entfagung in tiefen Klageklängen durch das Ganze, aber die Klage geht unter in der großartigen Darstellung, wie schön sich menschliche Kräfte innerhalb der ihnen

angemessenen Grenzen entfalten, und besonders in zweckmäßiger Verbindung zum Heil der Welt das Herrlichste zu wirken vermögen. —

Uebrigens erinnere ich noch zum Schlusse, daß der Leser, der durch den ersten Theil der Wanderjahre nicht befriedigt, eine vollkommene Befriedigung erst von dem zweiten Theile, (den gewiß alle Freunde der Poesie mit innigster Sehnsucht erwarten) hoffen, seine Hoffnung keineswegs befriedigt sehen wird, weil seine Nichtbefriedigung ihren Grund nicht in der Mangelhaftigkeit dieses ersten Theils, sondern in dessen mangelhafter Auffassung ihren Grund hat. Und hier ist es nöthig das anzuführen, was Goethe selbst in einem Schreiben an Prof. Jaupner in Pilsen (S. Studien über Goethe, Wien 1822.) S. 8 sagt: „Daß Sie Ihre Ungeduld beim Wiederlesen der Wanderjahre gezügelt haben, freut mich sehr. Zusammenhang, Ziel und Zweck liegt innerhalb des Büchleins selbst; ist es nicht aus Einem Stück, so ist es doch aus Einem Sinn, und dieß war eben die Aufgabe, mehrere fremdartige äußere Ereignisse dem Gefühle als übereinstimmend entgegen zu bringen. Der zweite Theil wird nicht mehr befriedigen als der erste, doch hoffe ich demjenigen Leser, der diesen wohl gefaßt hat, genug zu thun.“ —

Alf.

#### Ueber Kritik.

Man klagt so allgemein über Zinsbarkeit der deutschen Bühne an das Ausland, besonders an Frankreich.

Wenn die mancherlei Uebersetzer, besonders aber die Rezensenten Originalschriftsteller zu werden sich bemühten, würden wir diese Klage bald nicht mehr hören.

Es ist aber schwerer, heißt es, ein Werk zu schaffen, als zu beurtheilen. Ich sage: Nein! Denn wäre Gott unser höchster Richter, könnte er es seyn, wenn die Welt nicht das Produkt seiner Vollkommenheit wäre. Werden unsere strengsten, schwarzblütigsten Kritiker wohl je einem Andern das Recht zugesprochen, sie zu beurtheilen, als dem, der sie — anerkannt von ihnen selbst — bei Weitem übertrifft?

Darum sollten unsere Kunstrichter erst hingehen und Arbeiten, die sie tadeln oder loben wollen, selbst hervorbringen.

Aber, wendet man mir ein, soll den Niemand ein Urtheil über eine Sache fällen, als der sie zu machen selbst im Stande ist? So dürfen Sie, mein Herr, sich nicht ein Mal Ihrem Schuhmacher sagen, daß er Ihnen die Stiefeln verdarb.

Unterscheiden wir zwischen beurtheilen und aburtheilen. Beurtheilen, nach seiner Weise zu denken und zu empfinden, darf und muß ja freilich Jeder Alles, was ihm vorkommt. Aber entschieden und sachkundig billigen oder verwerfen, ist das auch Jedermanns Sache?

Welcher Künstler wird sich das Eine oder das Andere vom Profanen gefallen lassen? Also —

Aber, unsere Theaterkritiken sind ja eben keine. Es sind ja höchstens Berichte, worin ein Kunstfreund dem andern erzählt, das oder das Stück u. s. w. hat mir und uns so oder so gefallen, und zwar darum u. s. w.

Leider wahr! Die jungen oder alten Leute, welche dergleichen aus dem Aermel schütteln, sollten, wenn ihnen doch die Finger gar so sehr jucken, Etwas zu schreiben und sich gedrückt zu sehen, — (A, B, C Bücher werden das auch,) sich lieber die Mühe geben, hübsch ordentlich beim Buchstabiren und Rechtschreiben, dann beim Rechtsdenken anfangen, dann das Rechtgedachte recht erzählen lernen u. s. f. Ist es wirklich schwer, ein gutes Werk, zumal ein dramatisches, zu liefern, — (und diese Herren beweisen es ja, indem sie sehr viel von einem solchen Werke fordern,) so gehört ja wohl eine Vorschule dazu und wie viele von unsern Kritikern sind in diese Schule gegangen, damit wir nicht fragen müssen, überhaupt in die Schule. Oder wenn ja in die Schule, sind sie nicht noch Schüler?

Entsetzlich, in jeder Kunst verlangt man von dem Kunstschreiber genaue Sachkenntniß und Selbsterfahrung. Nur in der Kunst, die alle andern ohne Ausnahme, in sich vereinigt, in der dramatischen, in dieser Kunst des Lebens, erlaubt man, auf und vor der Bühne, dem gesammten Thierreich zu kunstrichten. Es ist zwar nothwendig, daß ein Drama eine Fabel habe, aber die äsepische, wo das liebe Vieh das Wort führt, sollte man doch davon entfernt halten. Seerei läßt sich recht gut auf dem Theater ausführen; aber seltsam ist es doch wenn — vielleicht zur Abwechslung, damit wir nicht immer beim Alten bleiben, — nicht wie ehemals, Menschen in Thiere, sondern umgekehrt, Hie und da ein Schaf, oder ein Kalb, oder ein Langoehr, in Menschen verwandelt, ihr Votum abgeben dürfen.

Beklagenswerthe Zeit! auch diese Kunst geht nach Brod. Die Kunstliebhaber essen es aber lieber selbst im Grünen, oder sonst wo, wenn man ihnen nicht solche Späße vormacht, wie sie sie gern haben. Darum kommt Kameraden auf's Pferd auf's Pferd, Auf dem Pegasus dorthin geflogen, Wo Hanswurstens Gesicht die Gesichter verzerrt, Da wird man zum Lachen bewogen! Denn setet Ihr nicht den Hanswurst hinein Nie wird Euch die Bratwurst gewonnen seyn.

Aber die rühr-fein-komischen und rein-tragischen Spiele! Zauberpossen, Lokalschnurren, Volksschwänke mit Gesang und Tanz, Menagerien in und außer Krähwinkel, Teufel und Genieen, weiße, fluge und Ahnfrauen, Fackel- und Herrentänze, Blut- und Gespensterhochzeiten, lustig, lustig schrecklich lustig müssen jetzt die Stücke seyn, denn sonst geht kein Mensch hinein.

Nicht Allen ist es gegeben, ich weiß es wohl, und mir selbst nicht, meine Herren Volksdichter, einen Don Karlos, einen Faust auch nur vollkommen zu verstehn und aufzufassen, vielweniger zu verfassen oder nachzuahmen.

Und wenn die arbeitsmüde Welt  
Am Abend wie die Fliegen,  
Mit Summen ins Theater fällt,  
Und hat sich für ihr schönes Geld  
Beim Dichter einen Spaß bestellt,  
Zum Lachen daß das Ohr ihr gelst,  
Wer wagt's sie zu betriegen?

Da käme man schön an, die Wirthhe hätten das Beste davon und die Schauspieler, mit leerer Brieftasche, müßten seufzend am Traiteurhause vorübergehn zwischen den Bühnen murmelnd das Bekannte: „Der Uebel größtes ist — die Schuld!“

Wo sollten hernach, in den dramatischen Fast- und Quatembertagen die kostbaren Gerichte von Göthe, Schiller, West, Müllner, Calderon, Shakespeare aufgetischt werden können, wenn die Contribuenten für Lokalspässe und Volksmärchen nicht vorher das servirende Personal, in doppeltem Verstande, gesättigt, oder wie wollten die ton- und klangdürstigen Ohren diesen Durst an Mozarts, Webers, Paers, Glucks, Spontinis Silberquellen löschen, wenn nicht vorher die an Gebimmel und Geklingel gewöhnten Hörer der Rossinischen, Mehül'schen und andern Schellen, ihr Echerstein auf dem Dypse raktar gelegt hätten.

Verehren wir also in Demuth die gemeinen Bröckel- und Ziegelsteine, sammt Mörtel und Lehmputz, welche den Grund der Pyramide des guten Geschmacks ausmachen und lassen wir dem Zanahagel seine Freude, damit er den Kennern die ihrige nicht verderbe. Verehren wir gleichergestalt die Notizler, die Alles leben, vom Harlekin angefangen bis auf sich selbst, und gestehn wir uns, daß ohne sie wir ja nicht wüßten, was Kritik nicht ist, folglich auch nicht, was sie ist.

Und damit das Werk gedeihe,  
Frisch, Gefellen, seyd zur Hand,  
Daß es Kritikflocken schneie,  
Und Korrespondenz-Geschreie  
Halle durch das Vaterland.  
So nur kann, wollt Ihr pariren?  
Der ästhetische Geschmack  
Und die Kunst sich potenziren:  
Wer es wagt dieß zu negiren,  
Thut ihm hurtig malträtiren  
Knüppeldick muß man das Paß,  
Daß sich nicht will allüren,  
Mit der Feder persifliren,  
Gratis hat man diesen Spaß.

(Fortsetzung folgt.)

## Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Wien, 14. Oktober 1826.

Suum cuique! — Sans peur et sans reproche!

Berichtigung des Aufsatzes über vaterländische Geschichte- und Völkertunde von Ferencz, in der Zeitschrift 1826 No. 118.

Dieser kurze Aufsatz wirft ein so übles Licht auf die vaterländische Literatur, und ist so geeignet, die vaterländischen Schriftsteller im topographischen, statistischen und historischen Fach vor dem Auslande herabzuwickeln, daß ich nicht umhin kann, denselben zu berichtigen, und mit dieser Berichtigung zu eilen, damit mir nicht ein schonungsloser Kritiker, in dem, für die Ehre der vaterländischen Literatur eifernden, magyarischen Journal Tudományos Gyűjtemény zuwerkome, und im Unwillen neuerdings wieder das ganze Institut der Zeitschrift (an der ich auch mitarbeitete) leidenschaftlich angreife und (wie es oft zu gehen pflegt) das arme Kind mit dem Bade ausschüttele.

Schon Hr. v. Esaplovics hat es mehrmals — auch in der Zeitschrift selbst — bitter gerügt, daß sogar Inländer sich manchmal des Ausdrucks bedienen, „Ungarn sey eine terra incognita.“ Allerdings ist unser Vaterland noch für manche, nicht bloß Ausländer, sondern selbst Inländer eine wahre terra incognita, aber nur durch ihre eigene Schuld, nicht durch Schuld der ungarischen historischen, statistischen, topographischen und merkantillischen Schriftsteller, welche leider selbst vielen Inländern unbekannt sind, viel weniger von ihnen gelesen werden.

Ueber die Geschichte des Vaterlandes hat kein Land so viele, zum Theil treffliche Werke aufzuweisen, als gerade Ungarn, da, wie bereits der geniale ungarische Statistiker Schwartzner bemerkte, der ungarische Patriotismus die Schriftsteller anreizt, sich vorzugsweise mit der ungarischen Geschichte zu beschäftigen.

Wie kommt es daß Hr. Ferencz die Frage stellt: „Warum finden Windisch und Korabinsky in ihren fast herkulischen Bemühungen um die erleichterte, topographisch-statistisch-merkantillische Kenntniß des Reichs keine Nachfolger? Wessen Schuld ist es, wenn Ungarn für die Ausländer, ja oft für den Inländer selbst eine terra incognita bleibt?“ Sollte er denn wirklich die statistischen, topographischen, geographischen, merkantillischen Werke und Monographien von Schwartzner, Bályi, Feier, Magda, Anton von Sirmay, Bartholomaeides, Bredekly, Bergeviczy, Esaplovics, Rummy, Sipser, Dr. Joseph von Kis, Gyurkovicz, Christian Generich, Schams, Ballusj, Baron von Mednyansky, Prediger Graulich, Graf Joseph Desöffy, Franz von Kazinczy, Prediger Gamauf, Mocskary, Dr. Rochel, Pred. Wölffel, u. s. w. und die vielen Topographien u. statistischen und ethnographischen Beiträge über Ungarn und dessen Nebentänder in den vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstaat, imesperus, im Tud. Gyűjt. u. s. w. nicht kennen, oder doch ignoriren wollen. — Schwartzner (dessen Hr. Ferencz mit keinem Wort erwähnt) hat eine Statist

von Ungarn geliefert, wie sie (so gestand der große Statistiker und Geschichtschreiber, Prof. August Ludwig von Schlözer, mit Bewunderung selbst ein) kein Staat aufzuweisen hat, ungeachtet auch sie noch manche Mängel und Fertüme hat, wie Engel, Dr. Rummy (beide in unbefangenen, unparteiischen Rezensionen, der erste in der hallischen Literatur-Zeitung, der andere in den österreichischen Annalen und in der wiener Literatur-Zeitung), Probst Georg v. Feier, Stephan von Horváth und Esaplovics bewiesen haben. Trat nicht Professor Paul Magda in Windisch's Hutstapfen mit Beifall in seinem (freilich auch nicht fehlerfreien) Werke: „Magyar Országának és a' Határ örző Katonaság vidékinek legújabb statistikai és geographiai leírása (Pesth bei Trattner 1816)“?

(Fortsetzung folgt.)

### Flüchtige Notizen.

(Journalauszüge und Privatmittheilungen.)

Bei Gelegenheit der Leipziger Michaelismesse schrieb man von dertheil folgenden: „Wir haben bereits mehrere Orientalen hier eintreffen sehen und unter ihnen Armenier welche ihre Zufriedenheit über die im türkischen Reich neu einzuführende Ordnung der Dinge äußerten. Was uns an diesen guten Leuten für jetzt am meisten interessiert, ist, daß sie Vorliebe und Poetefeuille ziemlich gut gepickt zu haben scheinen. Da sie sich anstehen bedeutende Ankäufe vorzüglich in Büchern zu machen, welche denn auch in Folge dieser Konjunktur etwas begehrter sind, so dürfte die auf die Wollpreise einige Wirkung ausgehen.“

Bekanntlich ist Schillers Marmor-Büste, ein Meisterwerk des berühmten Danneberg in Stuttgart, am 17. September in der großherzoglichen Bibliothek in Weimar feierlich aufgestellt worden. Mit dieser Feierlichkeit, zu welcher Schillers Sohn, der königliche Appellations-Gerichts-Rath Ernst von Schiller, eigens von Kolln hieher kam, war jedoch noch eine andere verbunden, indem des großen Dichters irdische Ueberreste aus ihrem bisherigen Ruheorte nach einem andern, nahe zur Rechten der Fürstengruft übertragen wurden. Doch sollten nicht alle dem finstern Schoos der Erde zum zweitenmale wiedergegeben werden; das edelste Gehäus, die unmittelbare Werkstätte des Geistes, welche die schaffende Natur einst einem ihrer auserwähltesten Lieblinge auf der Stufe seiner irdischen Ausbildung und Wirksamkeit anwies, sollte der Herrfürung für immer entzogen und für die späteste Nachwelt zu frommer Andenken erhalten werden. Daher wurde von dem edlen Sohne des edelsten Vaters im Namen und Auftrag der Schillerischen Familie, der Schadel des unsterblich großen Mannes der großherzoglichen Bibliothek übergeben, und diesem Tempel der Kunst und Wissenschaft zur sorgsamsten Bewahrung anvertraut. Ein erfreulicher Beweis ist dieß übrigens daß man auch in Deutschland die Verdienste großer Männer ehret und es ist nur zu bedauern, daß man hier so wie in mehreren andern Ländern noch immer keinen Einigungspunkt für ihre Ruhestätten, ein Pantheon mit der in die Landessprache übersezten Aufschrift: Aux grands hommes la patrie reconnaissante, hat.